

# JUGEND

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1936 / NR. 30



Bildnis des Müllers Jacob Wilder

Johann August Krafft f

# Hausmann und das Schicksal

Von Franz Böck

Mit kleinen, zögernden Schrittschritten schlüpfte Gustav Hausmann aus der steinernen Kälte des dunklen Hausflurs in die bunte, laute Großstadtämmerung hinein. Wie ein Käfer, der zum erstenmal aus dem Dunkel der Erde klettert und auf der Spitze eines Halmes die ersten Jage Sommerluft in sich hineinpumpt, dann die Flügel spreizt und probt und alle Eckenhöcker hinter sich zurück läßt, so stand Gustav Hausmann unter der Lärre des ehrwürdigen Handelshauses der Herren Gebr. Kellhammer, Lederverwaren en gros; nur Flügel spreizte er keine, das war von einem Buchhalter, an den 27 Jahre Dienstjahre kleben, zu viel verlangt und die Luft, die er in sich hineinpumpt, enthielt mehr Benzin und Staub als Sommer. Aber für sein anspruchsloses, kleines Leben genügte es, er fühlte sich ein bißchen freier und wohlter, als oben in den schrecklichen Büroräumen. Trotzdem, dieses Jeschlagenfein, dieser Misgmut und der sammende brummende Schidel waren immer noch schlimm genug. Abend für Abend war das so, seit 27 Jahren; Sonn- und Feiertage und jährlich drei Urlaubswochen abgerechnet.

Heute schien ihm sein trostloser Zustand ärger denn je, die Gedanken durchzuckelten sein schmerzendes Hirn in wirrer, zusammenhangloser Folge, sie hatten Eigenleben; Hausmann ließ dumm verwundert ihren tollsten Wirbel über sich ergahen. Er lehnte gegen die Stange der Straßenbahnhaltestelle. Sie trug viele Nummern, hier trafen sich eine Menge Linien. In regelmäßigen Abständen stauten sich stehende Wagen und umgebundene Menschen und warteten auf das Freiwerden, um sich dröhnend und stampfend wieder vorwärts zu werfen, es war wie die Pause zwischen zwei Aktenjügen. Hausmann sah das alles längst nicht mehr, heute weniger denn je, er fühlte nur stumpf den Hergentanz seines heißgelaufenen, müdegedachten Hirnes. Schlafen — Träumen — Höben punkte seines Alltags!

Straßenbahnen krochen langsam heran, bunte Lichter, beleuchtete Nummern an den Stielen. Gustav Hausmann glaubte, seine Beine stiegen völlig von alleine ein. Die Helle im Wagenninnen tat ihm weh, er sah einen freien Sitzplatz, setzte im Hinkehrern einen älteren Herrn den Hut vom Kopf, lächelte hilflos und war froh, als er saß. „Endstation“ verlangte er, zahlte und nahm den Fahrschein wie ein Automat, dann versank er in Verhargie.

Er überhörte die Entscheidung wegen eines Fußtritts ebenso wie — schlimmer für ihn — das Ausrufen der Haltestellen. Häufereihen setzten in der hellen Großstadtnacht an ihm vorbei, die er höchstens zweimal in seinem Leben gesehen, Straßen wurden genannt, deren Lage im Stadtplan er nie zu bestimmen genougt hätte. Das Schicksal, das ihn zu unheilvollem Erleben erwählt hatte, schien ihm mit dichten Schleieren zu umgeben, damit keine Wirklichkeit zu ihm drang, die ihn aufhörte und entinnen ließe.

Allmählich wurde die Menge der Zustiegenden kleiner, im Wagenninnen wurde es ruhiger und leerer und Hausmann begann langsam zurückzufinden. Als er an der Endstation, nicht ohne erst vom Schaffner gestopft zu werden, als Letzter ausstieg, machte er endgültig auf.

Und startete mit schreckensweiten Augen die völlig fremde Gegend an. Eine Vorstadtstraße, menschenleer, schlecht gepflastert. Allmähliche Glaslaternen flackerten, arme, kleine Häuschen standen geduckt, aber Hausmann sah nur die Eisenbahnbrücke —

Wie seltsam unheimlich joch nächtliche Eisenbahnbrücke ist! Festes, dichtes Gelände, damit keiner hinunterstürzt — — oben darauf schräge, engmaschige Gitter mit großen Warnungsschildern, damit keiner an die Hochspannungsleitung kommt — — wie der Asphalt glänzt im flackernden Licht!

Da steht ja einer, was der für einen hellen Mantel anhat — warum geht er denn nicht? — man bleibt doch nicht stehen auf einer Eisenbahnbrücke — den Zug unter sich durchfahren sehen? Das tut doch nur Kinder — ja was macht er denn — — um Gottes willen! — —

Hausmann hatte geschrien, der andere, den er am Kragen hielt, blieb stumm. Der schwächliche Buchhalter mußte einen ziemlichen Sprung gemacht und sehr sicher und kräftig zugegriffen haben, als er den im hellen Mantel vom Schutzgitter herabstieß.

So sieht man aus, wenn man sich das Leben nehmen will? dachte Hausmann verwundert und sah sich den Heiden an wie ein seltenes Tier, das er gefangen hatte. — Ein Gesicht, leuchtend gelb, die Haut wie aufgequollen, Hausmann sah es deutlich unter der Laterne, die Lippen hatten nicht die geringste Farbe, sie standen klaffend auseinander. Moberhelle, verwässerte Augen, rund hervorquellend, die nichts anjahen. Er fand auf wartenden Beinen, stumm und glöckend, sein Gesicht schien den tödlichen Sprung bereits ausgeführt zu haben und das, was Hausmann da am Kragen hielt, war nur mehr die leere Pappenschale.

Hausmanns Schrei hatte Leute herbeigeloockt; sie kamen gerannt, von der Straßenbahnhaltestelle, von den kleinen Häuschen. Da machte der Gelbe eine Bewegung, als wolle er die Hand am Mantelkragen abschütteln, aber die Weste blieb so kraftlos, daß Hausmann dachte, der ganze Mensch sei wie Sulze. Der Leute wogen jing er an rasch zu gehen, den Gelben vor sich herstoßend und ließe auf ihn eintredend. Sinnloses Zeug von Dummheiten machen und Felsenwollen und schon wieder Eintretenlassen. Der andere taumelte, wie ein Falter, der den Tisch zu nahe kam.

Am Ende der Brücke bogen sie um eines der Häuschen in die Querstraße ein. Die Menschen waren zurückgeblieben.

Eise Hausmann wärmte das kaltgewordene Abendessen auf, öffnete die Flurtür und berichte ins Treppenhaus hinaus, jäh zum Fenster hinunter, verglich die Standuhr mit ihrer Armbanduhr und war ein bißchen fahrig.

„Nacharbeiten“, dachte sie erst. Aber warum ruft er dann nicht an? Sie versuchte sich vorzustellen, wie das bei Gustav im Büro wohl war — „wird eine Besprechung mit dem Chef haben, da kann er natürlich nicht mittendrin wegrennen, ans Telefon, wo Kellhammer immer gleich so kling ist.“

Allmählich züngelte Angst in ihre hoch, zuerst uneingeständig, mit Vermunftgründen niedergehalten.

„Ich brauche ja bloß selbst anzurufen, ob er noch da ist.“ Als ihr den Hörer wieder auf die Gabel legte, war sie blaß.

Wieder tat sie vom Fenster zurück. Es war zu dunkel geworden, um noch jemanden draußen erkennen zu können. Sie mußte sich am



Rattenberg a. Inn

Theodor Heck

Fensterrahmen festhalten. Ihre Knie taten nicht mehr recht mit. Ein Gedanke wuchs in ihr —

„Er ist so leicht verzogen, ist nie richtig lustig; was im Büro vorfällt, nimmt er alles so schwer. Und mit dem jüngeren Kellhammer verträgt er sich nicht. Erst vorgestern mußte es wieder Schlimmes gegeben haben. Er war heimgekommen, hatte kein Wort gesprochen, das Essen nicht angerührt, sondern saß nur da, das Gesicht in die Hände vergraben. Allmählich hatte sie dann herausbekommen, daß ein grobes Versehen entdeckt worden war und Kellhammer ihn als allein dafür verantwortlich erklärt hatte.“

Diese Sache war durchaus noch nicht erledigt, das wußte sie; wie, wenn heute noch ein schlimmes Nachspiel gewesen war? Ihre Angst hatte Gestalt angenommen, fürchtbare, lähmend schreckliche Gestalt.

„Gustav ist so empfindlich, Gustav nimmt sich solche Angriffe auf seine Befürsorge so schrecklich zu Herzen — ich mache das nicht mehr lange mit!“ hat er neulich gesagt — Gustav hat doch einen — Revolver.“ (Sie haben ihn damals angeschafft, als sie das Einfamilienhäuschen am Rande der Stadt mieteten, ängstlich wie sie beide sind.) —

Mit einem Satz war sie am Schreibtisch; während sie die Papiere mit beiden Händen herauszog und die Schutzblende umflärzte, flehte sie, betete sie: „Lieber Gott, laß den Revolver noch da sein, laß ihn finden!“ — ihr Blut ebte wider zurück und ihr Blick wurde klar, als sie die Waffe in der Hand hielt.

Sie mußte sich setzen, sich zu erholen auf diese fürchterliche, ja eigentlich unfähige Verstellung hin. Gustav wird doch wegen eines beruflichen Verzeußes nicht ein geordnetes, in gewissem, befehdendem Sinne bebärgliches Leben wegweisen, sie ist doch auch da und ihre lange Ehe war noch nie ernstlich getrübt gewesen. Man hing doch aneinander. Wie

oft hatte Gustav gesagt, er hielte allen Jammer nur ihretwegen aus, sie mache ihm das Leben leicht! — Und Zukunftspläne hatten sie! Wenn sie alt werden, — Gustav bekommt eine Rente und Ersparnisse hatten sie auch, die würden ja bis dahin noch beträchtlich angewachsen, dann ziehen sie weg aus der großen Stadt in seine Heimat, ein kleines hübsches Städtchen, ein kleines hübsches Haus, ein Gärtchen, oft sprachen sie davon. So Schlimmes, wie sie vorher dachte, ist also ganz unmöglich. Aber solche Ideen kommen einem, wenn in einem peinlich geordneten Leben einmal eine Kleinigkeit nicht klappt!

— „Ja aber — es könnte ihm ja auch etwas zugestoßen sein! Das war sogar viel eher möglich als dieses Schreckliche. — Wenn er sich zu arg aufgeregt hat — oder wenn er wieder recht zerstreut war, auf der Straße?“ Ihr Finger drehte die Nummernscheibe, die Polizeiwache ist am Telefon.

„Nein, nichts bekannt, es liegt kein Verkehrsunfall vor — nein, auch nicht — von? — ein Herr Hausmann — nein, nichts bekannt, bitte sehr!“

Da stellte sie das Essen endgültig beiseite und rannte fort in kopfscheu Angst.

— Eine Viertelstunde später lehnte sie zitternd an einer Hausteufe. Von dem Redeschwall, der aus drei weiblichen Mündern auf sie einströmte, hörte sie nur abgeflimmerte Worte. Sie hatte die Sprecherinnen gestreift, als sie aus einer Straßenhöhle ansüßten, und ihr in aufgeregten Tönen geflüstertes Gespräch gehört. Sie hatte die eine am Arm gefaßt und gefragt und ihre Sorge genannt. Und nun brandete eine Flut von Worten auf sie ein.

„Ja, von der Eisenbahnbrücke — nein, wie haben's ja nicht selbst gesehen“ — „es muß sicherlich gewesen sein“ — „aber es ist doch einer hingelungen“ — „aber er hat ihn doch nicht mehr erwischt!“ —



Glashütte im Bayerischen Wald

Reinhold Koeppl

„doch, doch, die Frau hat die beiden doch weggehen sehen“ — „nein, sie hat doch den Schweiß gehört —“  
 Elsie rannte in die Richtung der Eisenbahnbrücke.

Gustav Hausmann brachte währenddessen den armen Teufel mit einer Autodrohse zu sich in seine Wohnung. Der lebensuntüchtige, leicht aus dem Konzept gebrachte Dachhalter wußte sich nicht anders zu helfen. Er mußte sich dieses Menzchen annehmen, den ihm der Zufall in die Hände gespielt hatte. Ihn einfach auf irgendeine Polizeiwache oder Rettungsstation abzuschieben, daran dachte er nicht. Er mußte helfen, er selbst, er allein, sonst wäre er nicht zum Ketter ausersiehen worden.

Zunächst mußte der Unglückliche zu essen bekommen, dann würde er sicher gesprächig werden; bis jetzt hatte er noch nicht einen Ton gesagt, sondern sich willenlos ins Auto verfrachten lassen. Und Elsie mußte endlich wissen, wos los war, sie wird sich schon zu Tode ängstigen. Sicher weiß die Kat, wie man am besten hilft. Elsie weiß immer Kat, was finge er ohne Elsie an!

Ein kleiner Schreck durchfuhr ihn, als er sie nicht zu Hause vorfand. Wird ihn suchen gegangen sein. Cämlos!

Nun war er mit den Selbstmörder allein in der Wohnung. Er getraute sich nicht, ihn aus den Augen zu lassen und wollte ihn doch Essen bereiten.

Stumm mit glasigen Augen stand der Unheilvolle, als ginge ihn dies alles nichts an. Hausmann nahm ihm den Mantel ab, wickelte ihn in seine eigene wollige Hausjacke und drückte ihn in den Lehnstuhl.

Wie? Hatte er sich nicht verböhrt? Der Arme hatte tatsächlich „danke“ gesagt und seinen Ketter dabei zum erstenmal angesehen! Sein Blick schien sich gefestigt zu haben. Da konnte Hausmann es wagen, die Tür weit offen lassend, in die Küche zu gehen.

Wie drückend es in der Wohnung war, sein Herz klopfte unruhig. Hier und da warf er schräge Blicke ins Wohnzimmer nach dem Fremden. Die Stehlampe erhellte nur eine Ecke des Zimmers, Hausmann wußte selbst nicht, warum er nicht die Deckenbeleuchtung eingeschaltet hatte, aber es mochte Gewohnheit sein. Nun, in diesem konzentrierten Licht war der Selbstmörder nicht mehr der Schwankende, Schmächtigste, schwarz und unheimlich hob sich seine Silhouette aus dem Lichtkreis. Hausmanns dunkle Jacke an Stelle des gelben Mantels machte den veränderten Eindruck verstärken.

Hausmann lenkte den Blick wieder auf das zum zweiten Male auf-

gewürmte Abendessen. Er hatte alle Hände voll zu tun bei der ungenügenden Arbeit.

Der Fremde saß reglos im Schein der Lampe. Da, was er nicht, als ob sein Blick ein bestimmtes Ziel erfaßt hätte, als ob er nicht mehr nur so ins Leere starrte?

Gleichzeitig überhörte Hausmann ein Geräusch an der Flurtüre. — Die Selbstverleugung des Fremden hatte sich tiefenmäßig verzögert, nun verdeckte sie den Lichtkreis nahezu vollständig, nur über den Rücken der Figur lief heller Schimmer und ließ das dunkle Karminröcher der Jacke hervortreten. Schwere hatte sich die Befehle des Unheimlichen mit der Linken auf den Scherenschnitt gefügt, mitten in den Wust von Papieren, den Elfe Hausmann dort verstreut hatte, während die Rechte sich nach einem graulichsten Ziel streckte. Wie der Greifer eines Krans umschlossen die Finger das schwarze, kalte Eisen. —

„Gustav!“ Elfe Hausmann war unter der Lär gestanden, hatte die dunkle, karierte Jacke und die Rechte mit dem Revolver gesehen. Als sie schreiend diesen Arm beunruhigt — schon hatte er sich gegen die Schläfe gebogen —, da lag der Finger gerade am Abzug. —

— Das Drehen des Schusses war nicht verflungen, die Erschütterung noch nicht verweht, da hatte Elfe Hausmann Angst, Aufregung und Zukunftspläne hinter sich. Mit etwas einfühligen Lächeln lag sie auf dem Teppich und nur der kleine, rote Tropfen zwischen Hals und Kinn störte ihre stielähnlichen Aussehen. —

Diesmal kam Gustav Hausmann zu spät. Diesmal half kein Hochspringen und Kratzen nach dem Rockfalten, als der Fremde auf dem Fensterbrett stand, den Brustteil einer Sekunde war er zu spät daran. Und der Ausschlag, der von der Strafe heraufscholl, war wie das letzte Behalten des verirrten Schusses.

## WELTREISE ZU FUSS

Von Hermann Linden

Für den Passanten Berliner Straßen ist das Verlangen nach dem Wohl eine alltägliche Regung, welche die Jahreszeiten der schönen Lage bis zur Leidenschaft steigern können. War, einwollend zwischen Menschenschreien und Fahrzeugkolonnen, die Ohren voll vom Donner und Doria, die Schritte automatischen Vahnen untertan, könnte jener stumm, aber allmächtigen Verlockung widerstehen, welche ein Stück blauen Himmels, vereint mit der Zärtlichkeit einer weichen Luft, auch in die geschäftigsten Straßen verdrängt — insofern er nur ein halbes Stündchen Zeit hat oder es sich gegen die feste Dämmung eines aufgeteilten Lages nimmt? Berlin befriedigt diese beständige Neigung großzügig. Zahllose Seitenstraßen führen ins Grüne, zur Stille, zur Natur, zur Bewahrung.

Es war zwei Stunden nach Mittag. Die „Regung“ hatte mich wieder bestrahlt. Der Lauenschenstraße, diesen „Abgangspunkt im Gängemarschgebiet“, war ich, sobald ich am Ende angelangt war, also wieder das natürliche Gangtempo einschlagen konnte, freudig entwichen. Schon nach einigen Minuten war ich zu geistiger Wohlgefühl Müsse gelangt, die Lärm und Weltstadt hege abgelöst hatte. Auf Bänken hatten sich Menschen niedergelassen — die Hände gefaltet, die Augen bis auf einen Spalt zum Blinzeln geschlossen, lustvoll sich der Sonne preisgebend. Einzelne Passanten lehnten am Ufergeländer und starrten in das mit kindlichen Wellen sich weiterspielende Kanalgewässer, das ihnen ihr Spiegelbild allerdings nicht zurückgab. Leuchtende Blütenzweige rippeten, sich rankend, den Wellen zu, wobei es unmerklich blieb, ob leichter Wind sie bewegte, oder ob sie aus eigenem Durstverlangen sich dem Wasser zu nähern versuchten. Die Wärme brütete und schimbar hatte auch mein Gehirn gebrütet — etwas ausgebrütet. Eine Idee. Jäh war sie aufgespitzt, diese tolle Idee, wie eine Stiefelkammer. Je länger sie aber flammte, phosphoreszierend flammte, um so mehr verminderte sich ihr Ansehen von Tollheit, um so konkreter wurde sie und schließlich war sie eine durchaus passable Sache geworden — lediglich des fünften Erdteils war ich nicht ganz gewiß — was ja zu Amerika post. Ich erhob mich nunmehr von der Bank und begann sie anzutreten, die Weltreise, ohne jegliches Requisite, zu Fuß dazu, hundert Minuten schätzte ich die Reisedauer. Ich wollte versuchen, ob es in Berlin möglich war, allen fünf Erdteilen gegenüber zu kommen, ohne hierzu eines Fahrzeuges zu bedürfen, wobei es einerseits war, was die Kontinente repräsentierte, Mensch, Tier oder Pflanze. Nur lebendig mußte alles sein. Mäusen kamen nicht in Betracht.

Indem ich weiter in den Westen hineinging, war ich nach wenigen Minuten im Osten der Welt. Die Menschen, zwischen denen ich nun weilte, waren klein und tierlich von Gestalt. Die Farbe ihrer Gesichtszüge wechselte vom Dunkelbraun zum Dattelgelb. Wre von diesen Menschen aus Japan und wie aus China war, vermerkten nur sie selbst zu sagen. Sie glühten sich alle so sehr. Ihre etwas schrägen Augen kennzeichneten die Rasse. Besonders reizvoll waren die Gesichtszüge der Frauen, kleine,

runde, sanfte Gesichtszüge. Johetausendmalte Beisehenheit las man in ihren Augen. Der Anblick der monochromen Haut machte den jetzigen Ton der asiatischen Bilderwelt beargwöhnlich. Entsetzt standen den Chinesinnen die europäischen Kostüme und die niedlichen koketten Hüften. Das Innere dieses Restaurants, einer „Chinaküche“, war nicht überladen von heimatischen Symbolen, aber doch voller Zeichen. Die dekorative Ausgestaltung war reich an Jacken, Spitzen und sehr bunt. Landeshäufigkeit und Sprache waren in allen freien Stellen der Wände und eine Eigentümlichkeit der Bilder war es, daß sie alle sehr lang in der Höhe und auffallend schmal in der Breite waren. Figürlich bemalte Kampions hingen zahlreich umher. Wo das Auge hinsah, traf der Blick auf die krausen Zeichen der chinesischen Kältezeit. Nachdem ich zugehört hatte, mit welcher Gesichtszüge die Kisten mit den Stäben ihren Exkurs zu sich nehmen und bemerkt hatte, daß sie auch europäische Spezialitäten, ja sogar Gabel und Messer nicht verachteten, verließ ich das Restaurant, verließ Asien. Noch drei andere Erdteile waren aufzusuchen und ich wußte noch keinwegs, wo sie alle zu finden waren.



Auf dem Feld

R. Koepfel



Innfähre

Hugo Troandle

Afrika allerdings war schnell erreicht. Nach einigen Etappenüberquerungen. Aus dieser Haupt eines Löwen sprach schweigend der schwarze Kontinent, der Erdteil der Naturrätsel und Luftkationen, der Wüsteneinsamkeit. Er war zwar ein König ohne Reich, der blonde Löwe; gebändig von menschlicher Gewalt, hatte er trotzdem seine majestätische Würde erhalten in voller Pracht. Mit jener imposanten Gelassenheit, welche die Spähing-Schöpfer in die ewige Schönheit ihrer Kunstwerke eingefangen haben, lag Herr Nobel in der engen Zelle des Zoo. Nichts kümmerte ihn, weder die Bläse, noch die Worte seiner menschlichen Bewunderer, selbst nicht jener weißhaarige Mann, der zwei Meter von der Zelle entfernt, arbeitend hinter einem Tisch, die Formen des Raubtieres mit Lehm nachnetzte. Zuweilen zuckten, wie schläfrig oder gelangweilt, die Lider der gelben Riesenaugen. Sonst bewegte sich nichts an dem gewaltigen Leibe. Aber dann — einige Minuten später! Ich hatte die Raubtierhalle bereits verlassen, ging die Gartenwege entlang, um die Flamingos, die rotsageflügelten Traumvögel zu suchen — plötzlich erreichte mein Ohr jener Laut, der, wenn er in Afrikas Wüsten, Dafen und Dschungeln irdisch tönt, jedes lebendige Herz — Mensch sowohl als Tier — mit der Weipenstehand der Panik berührt. Die hungrigen Löwen brüllten! Wenn hungrige Löwen brüllen, rennt man. Ich rannte also. Da ich nicht in afrikanischer Wägen, sondern im geschützten Berliner Zoo war, lief ich nicht vor den Löwen fort, im Gegenteil, ich lief auf sie zu. Sie lagen nicht mehr wie Denkmäler in

ihren Zellen, sie zuckten nicht mehr schläfrig mit den Augenlidern, vorbei war es mit der Gelassenheit — rotes Fleisch hatte sie verwandelt. Sie gebärdeten sich, als hätte man sie ins Feuer gestossen. Roter Wahnwitz kreiste in ihren Augen. Lobend schlugen sie mit ihren Pranken wider die Gitterstäbe. Die Springslust der Affen schien in die Tiere der königlichen Ruhe gefahren zu sein. Furchtbare Rachen öffneten, schlossen, öffneten sich. Erst als ein Fleischbrocken, mächtig in der Größe, zwischen die Zähne geraten war, lagerten sich die Löwen wieder auf dem Boden, zerbissen und verschluckten das Fleisch mit einer Eier, die etwas Entsetzliches an sich hatte, von den kopfreckenden Juchsauren indes als höchst amüsanter Schauspiel gewertet wurde. Wer sie fressen sieht, die Löwen, der begreift das Afrika des tausendfachen Todes, der Lebensjahre auf Schritt und Tritt, des Buch-Stauens.

Australien, der kleinste, immer noch am wenigsten erschlossene Erdteil, mußte sich nun repräsentieren. Da ich bei diesem Reisebericht einerseits keine Wiederholungen aufkommen lassen wollte, andererseits kein Zauberer bin, der mit einigen nichtsbedeutenden Bewegungen einem australischen Eucalyptuswald zur botanischen Ergänzung des Tiergartenländes erstehen lassen konnte, muß ich mich nochmals an ein Tier als Zeugen halten.

Ich traf dieses Tier in einer glasgedeckten Halle, in der ein zeternder Lärm tobte, als stämme eine mißgliederte Kapelle ihrer Instrumente.

Es war das Vogelhaus des Zoo. Der Repräsentant des kleinsten Erdteils war ein kleiner Nistkakadu, ein weißer Märchenvogel, der an Kopf und Hals sonderbare rote Flecken hatte, die gar nicht recht hinguzugehören schienen. Man konnte auf den Gedanken kommen, der Kakadu habe seinen Kopf neugierig in ein Glas Korallentinte gefeckt; ganz besonders bei diesem Kakadu. Er war ein tolles Kerlchen. Er ruhte und rastete nicht, sobald er einen Zuschauer hatte. Was sein Nachbar, ein den trümmern Schnabel im azurblauen Gefieder vorübergehender Nisttheop, dem entzückten Publikum an Aufmerksamkeiten schuldig blieb, wählte dieser kleine Kobold wieder gut machen zu müssen. Er hüpfte unüber, überlängelte die Stange, kletterte das Gitter Stab um Stab auf und ab. Er war ein Menschenfreund und suchte seine Neigung ständig auf die reizvollste Art zu beweisen. Er streckte öfter ostentativ das Fußchen mit gespreizten Zehen durch das Gitter heraus — wie ein Händchen, das sich zum Gruß hinreckt und ergreifen werden will.

Amerika war noch zu erreichen. Ich hätte hier im Zoo nur zweiter zu gehen brauchen — aber so leicht wollte ich es mir nicht machen. Ich verließ also den Tiergarten, ging wider Straßen entlang. Wo würde ich nun Jungen des fünften Erdteils treffen? Am indischen Lechaus kam ich vorbei, aber Asten lag hinter mir. So sehr ich auch Gedanken und Gedächtnis anstrenzte, es fiel mir nichts ein. Der Plan schien zu

scheitern. Eine Idee, originell, aber nur dann real zu werten, wenn ihrer Ausführung lächerlos gelang, schien als Letzte zu endigen. Geübeld ging ich weiter, überquerte einen Pfad. Da tönte Musik aus offenen Fenstern. Ich sah ein Langlokal, las ein Plakat, trat ein — mexikanische Sombretos traf mich Blick. Das Kländ war mir held gewesen. Ich hatte es geschafft. Diese Marimba-Kapelle war die Betvollständig.

Die Musikanten glichen Cowboys im Sonntagstaat. Die hellen, hochstürmigen Sombretos, die sie übrigens bald vom Kopfe nahmen, waren von Goldfäden durchzogen. In den cremegelben Röcken und Westen funkelten Silberknöpfe. Die Hojenänder waren mit Schürzen befaßt. Rote Nistenschiffe leuchteten. Die älteren Männer aus Mexiko machten eine seltsame Musik. Sie klopften mit Stäben, die an den Spitzen Gummitageln hatten, auf die Dirmigobolplatten der Marimba — ein großes, geheimnisvolles Holzgebäude in der Form eines Flügels oder auch eines Vogelverschlags —; sie klopften, trommelten und stießen über Metallsaiten, Schoben und allerlei sonstige durch ihre Peimität mysteriös anmutende Instrumente. Sie entzündeten ein Trommelfeuer von Tönen. Ein Trommelfeuer des Friedens, sprühend und angründend. Plötzlich hörten die Klöppel auf im Gehämmern, alle Bögen senkten sich, der Mexikaner links im Vordergrund hatte ein neues Instrument ergriffen, eine Fuchshochnägel. Er sahete den Bögen darüber. Es war schwer zu begreifen, aber glückliche schöne Töne stiegen empor, wie der Gesang einer melancholisch singenden Fremdenstimme. Und es war, als käme von ferher das Lied, vom Hochland der Indios, hinter dem Dyan — im dunklen Saimitang der Melodie flüsternden goldene Sagen, die schon Tausende von Abenteuergehenden so erregt hatten, daß die Männer aufstachen, um das Land zu erreichen, das man Mexiko nennt, ein Name, der in einem Ton ausgesprochen wird, als spräche man vom Geheimnis der Welt.

Ich sah auf die Uhr. 102 Minuten waren vergangen, seitdem ich mich von der Dank am Kanalufer erhoben hatte. In dieser kurzen Zeit hatte ich der Erde ins Angesicht gesehen, ohne ein Fahrzeug zu benutzen. Sie war ausgefüllt, die Weltreise zu Fuß und ich klatschte den Musikanten, von denen ich auch weiterhin gerne glauben wollte, daß sie wirkliche Mexikaner waren, freudig zu.

## Lenbach

Der Maler Lenbach hatte einmal einen Kollegen beleidigt. Am Dienstag erschien ein Freund des Kollegen und überbrachte eine Forderung auf Pistolen. Lenbach antwortete:

„Gegen Sie Ihrem Freund, ich würde kein Kanonier, sondern ein Maler!“

## Menzel

Wolff von Menzel wurde einmal von einem Bekannten gefragt: „Haben Sie jemals ein Herz für Frauen gehabt?“

Menzel erwiderte: „Nein — immer nur ein Auge!“

## Mark Twain

Mark Twain legte seinen Entsendungen an die Schriftstellungen nie Rückporto bei. Einmal schrieb ihm eine Zeitung, er sende doch in Zukunft die Freimarken nicht vergessen. Einige Tage später erhielt diese Zeitung wieder einen Beitrag des Humoristen. In dem Begleitschreiben stand als Nachsatz:

„Ich habe leider vergessen, das nötige Rückporto beizufügen, aber wie ich darauf kam, besand sich die Sendung schon im Briefkasten. Ich bitte deshalb um Entschuldigung.“



Dächer in Verona

Rolf v. Hoerschelmann

# SOMMER

VON GERT LYNCH

Auf dem geblöhten Rücken des Bahndammes brüht die Mittagsglut. Im Stahlspiegel der Schienenbänder flimmern und funkeln Milliarden winziger Blitze. Schwarze Regimenter von hölzernen Schwellen marschieren in Reih und Glied und schleppen eiserne Schlangen auf ihren Achseln. In der Ferne, ehe die Strecke vom Großmaul des Lummels verschluckt wird,

schrumpfen die Dauerbalken zu Gedankenstreifen zusammen.

Zwischen den Schwellen bläut spüher Knack. Dunkle Klümpen heben sich wie Muttermale von den Ökranwürfeln ab, die mit schmalen Moosorten umrandet sind.

Der Ackerhahnenkamm, mit nackten Spinnweben bewachsen, wacht ritterlich über die

rote Laubnessel. Wüde Stiefmütterchen und weißer Saurelke gedeihen unbekümmert inmitten der Ökranwürfel. Die Ruckschlichtelke mit roten Leinpen leuchtet den Summeln und Schmetterlingen. Die Wetterdöfel, die Pour-lemreiz der Strecke, heftet sich mit silberigem Strohblanz auf die Rippen des Bahndammes. Ihn zur Seite, am schrägen Gang, kehrt der Befensinifer. Seine langen Stelzen schwanken im Luftzuge, und die Gelbfahndel seiner Blüten schnappen nach Neuzugzeiten.

Kamillen blinzeln mit dottergelben Pupillen in den Mittag hinein. Der hochmaßige Klatschmoß, der Nebel des Damms, hat rot geflagelt und scheidet lofes Zeug in die schwüle Luft. Unschuldige Akerwinden mit weißen Nennenzapuzen schönen sich und wenden sich ab.

Ein Busch Heckenrofen, der die Telegraphenstange umplustert, hat schneeweiße Vinnenblüten auf die Pfähelchen geklammert. Im Innern des Telegraphenmaßes spielt eine leise Dezel eine unbekante Fuge von Johann Sebastian Bach.

Am Fuße des Rosenstrauches ist eine Ameiseniedlung entstanden. Alle Wegelien, die zum Bau führen, sind blankgeföhert. Weiße Puppen in der Größe von Weizenkörnern werden von Handlangern in die Schließen verfrachtet. Ein plumper goldgrüner Käfer, der den Kegel der Ameisenburg als Landungsplatz anläuft, muß tiefen Jertum bößen. Ein Stoftrupp schwarzer Geßellen stürzt sich auf ihn und wirft ihn hinunter.

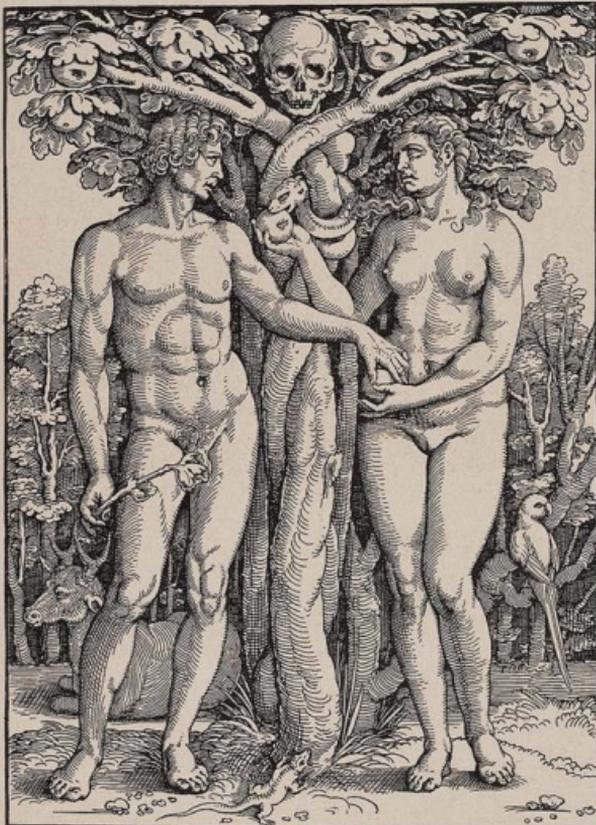
Die Wegetischlaude, deren schlankte Kolben der Ameisenlandtskaffe als Pappeln dienen, wird von der Nachbarschaft eines Löwenohns belästigt.

Junmer, wenn der Wind rülpt, schießt der Löwenohm, der sich für den Erfinder des Messings hält, einen weißen Ballon mit einer Flaischenpost fort, um sein Verdienst zu rühmen.

Das Jittergras, die Eise des Bahndammes, verjagt sich suchtsam bei einem Marienkäferchen. Die Grille, die hier ihr Loch in den Boden gehohelt hat, verpößt die niedrig baumelnden Herzchen des Jittergrases als Feldzwiebäcke. Die Grille ist der Eschlösser der Strecke; wenn sie aufhört mit Geilen, ist dicke Luft.

Ein Kerk von einer Kradzistel, der Landsknecht des Damms, verschört den Hütteldienst. Unangreifbar steht er da mit seinen Lanzten, Schwerten und Bajonetten. Der Flaum seiner Nässe trägt die verhoffenen Spuren verschütteten Weins.

Cauecampfer wuchert in langer Linie an den Schienen entlang. Die Kupferteller an seinen Rippen schlagen den Lakt zu der Windharfe, deren Saiten die Kreuzspinne zwischen den Stengel zweier Pechmelken spannte.



Die Gese der herr. Ein schloffer der furchen vil erden dieß ding verwickelt fern schiffet er den menschen zu leze auß erden: ein man und ein weib: ein fege in den garten der reuelüts: Doch mit der enderschid alle fröhe jagtsachen außgarnumen der frage: vinnus aus garten: Aber durch eingebung der schlange übertraue st das goppe mit machten sich der frass schuldig: und warden außgetrieben: und samant vnder den geseit der schlange Gese. ii. 4.

Das Kupprechtstaub, mit langen Schnäuzchen, steckt seine gespaltenen Jungen heraus. Fuchschwänzige Grasshalme, die Lampenpuffer der Strecke, werden von albernem Bergfäulein nichten angehinnelet.

Die Akeien sind die Schlampen des Dammes. Sie stehen am helllichten Tage mit schmiddeligen Unterböcken herum.

Ein Fräulein von Arnika, uralter Wiesenadel, übersteht stolz die Margerete, die das weiße Hofenband um den Kopf trägt.

Ein paar Waldkleeöpfe, die Fiehbrennen der Schmettlinge, schaukeln auf dünnen Hälften und denken angefrängt über Honig nach.

Neben der Eisenpore läuft der schmale Pfad des Streckendürrers einher. Kol-helmsige Kolonnen von Thymian wandern auf dem Pfade dahin und riechen schon von weitem nach Rümmeleschnaps.

Der Doktor der Sandflecke wird von Heidekräutern ersticht, die sich in ganzen Hainen einnisteten und ihr Unterholz an Wühlmäusen vermieten.

Die Königskerze im samtigen Wams, die Künstlerin am Damme, hat liches Gelb auf der Palette und pinxelt neugierige Insekten an.

Die smaragdgrüne Edesche wasshelt mit trächtigem Bauche auf eine Moosmatte, um sich zu aalen. Ihr Schwanz ist abgebrochen, und ihre Kehle wird von schnellen Pulsen geschmerrt.

Unterhalb des Dammes, in einem seichten Graben, verbergen sich schwarze gestaffte Drähte, die von Zeit zu Zeit über Rollen laufen. Plötzlich bewegt sich der Draht, leise kreischen die Rollen, es gibt einen stumpfen Klang, und der Arm des fernem Signalmastes zeigt schräg nach oben. Ein Reben geht durch die Schienen, ein Sturm braust heran, es rattert und dröhnt, und alle Wesen der Strecke schrecken zusammen und ducken sich. Gestört ist die Einsiedelei des Babodammes, und es dauert lange, bis der Landfrieden von der Wille wieder eingeseilt wird.



Adam und Eva

Franz Doll

## MINIATUREN

### Ein Gemütsmenschen

Professor K., ein Wiener Chirurg, war durch seine Grobheit bekannt. Einen Patienten, der sich nach der Unterbindung ängstlich bei ihm erkundigte, was ihm denn eigentlich fehle, gab er kühl zur Antwort: „Geduld, junger Mann, das wird sich erst bei der Obeduktion ergeben!“

K. L.

### Selbst ist der Mann!

In der Kaiserzeit hielt sich in Berlin auch ein reicher Holländer auf, der durch Empfehlungen sogar bei Hofe Zutritt erlangte. Bei den verschiedenen Hofveranstaltungen, an denen er teilnahm, war er der Einzige, der ohne Auszeichnungen erschien. Man machte darüber Bemerkungen, die auch dem Holländer zu Ohren kamen. Bei der nächsten Gelegenheit mit erschien er mit einer prachtvollen Dekoration auf seinem Krag, die keiner der Anwesenden kannte und über die sich auch die Ordenssachverständigen den Kopf zerbrochen. Graf Hardenberg wandte sich daher in Gespräch an den Holländer und erkundigte sich, bei welchem Anlaß er diese Auszeichnung erhalten habe.

„Das ist mein eigene Erfindung“, erklärte der Holländer stolz. Und fügte hinzu: „Jst dat Ding nich wundersöön?“

K. L.

### Keine Regel ohne Ausnahme

Zu dem Marschall Baillant sagte ein Freund, kurz bevor Baillant in den Feldzug von 1833 zog: „Ist es nicht befremdlich, daß Frankreich unter seiner despotischen Regierung so viel von der ‚Freiheit‘ spricht, die es anderen Vändern bringen will?“

„Durchaus nicht“, entgegnete der Marschall. „Wir Franzosen beschäftigen nur das Sprichwort: Die Schuster haben gewöhnlich die schlechtesten Stiefel an!“

K. L.

### Wesentlich beteiligt

Bei der Erlaufführung der „Kameliedame“ war auch Dumas Vater anwesend, der seinen Sohn abgöttisch liebte und sich über den ungewöhnlichen Erfolg des Stückes außerordentlich freute. Jemand wollte dem Vater ein Kompliment machen und meinte: „Eagen Sie, Monsieur Dumas — Sie haben doch gewiß Ihren Anteil an dem Stück Ihres Sohnes?“

„Gewiß, mein Lieber“, erwiderte Dumas Vater, „sogar einen sehr wesentlichen: ich habe ja den Verfasser des Stückes gestellt!“

K. L.

## ERINNERUNG AN DEN WINTER

Von Heinz Rusch

*Er ist wie eine Sage  
In sommerlicher Welt;  
Wenn ich die Wolken frage  
Im lichterfüllten Tage —  
Sie ziehen glutgeschwellt.*

*Und alles scheint verlitet:  
Die schneeversunkne Flur,  
Der tote See inmitten:  
Der leichte Flug der Schlitzen  
Blich ohne Hall und Spur.*

*Die Erde steht in Reife,  
Die Wasser sluten hin;  
Ich schaue und begeise,  
Wenn ich am Kornfeld streife,  
Der Sage dunklen Sinn.*

ihre Stelle aufzugeben und die Mittel zum täglichen Leben von ihm anzunehmen.

„Sie läßt sich von ihm aushalten!“ erzählten sich die Leute, als sie seinen Bitten nachgegeben hatte. Er hat es von ihr verlangt, um die Nachmittage gemeinsam verbringen zu können. Aber was wissen denn die Menschen und was geht es sie denn an? Würde denn jene andere Frau nicht auch von ihm erhalten? War die andere ihm mehr?

Was war denn eigentlich sie dem Verstorbenen? „Die Freundin“, „die Geliebte“, die Leute sagten es mit einem höhnischen Lächeln. Auch der Verstorbene hat sie seine Freundin und seine Geliebte genannt. Aber anders. Sie war stolz darauf, ihm Freundin und geliebte Frau zu sein. Und jede zeigte man mit Fingern auf sie und tuschelte sich Gemeinheiten zu.

In die Nähe des Sarges durfte sie nicht, weil sie ja „nur“ seine Geliebte war. Dort war nur Platz für die angetraute Gattin. Für jene Frau, die ihm das Leben oft so schwer gemacht hat und von der er zu ihr flüchtete, zu seiner Geliebten.

Und dort ging sein Sohn, sein Sohn, auf den er so stolz war und von dem er ihr so viel erzählte. Immer wieder sprachen sie von ihm. Nur sehen konnte und durfte sie ihn nie. Natürlich, er hätte ja sonst seine gute Meinung von seinem Vater verloren. Wie gerne würde sie dem jungen Menschen jetzt die Hand drücken. Wie gerne würde sie ihm sagen, daß auch sie unendlich viel verloren hat. Sie würden sich verlesen. Auch die gute Erinnerung an den Vater kam doch nicht ledern, wenn sich zwei Menschen, die ihn lieb hatten, sich das Herz ausschütten. Er kam doch der Frau nicht böse sein, die seinem Vater Freundin, wirkliche Freundin gewesen ist. Er kam ihr doch nicht deshalb böse sein, weil dieser Freundschaftsbund von seiner Kirche und von keinem Standesamt bestätigt war.



Aktstudie

Franziska Bilek

## DIE GELIEBTE

VON FRIEDRICH CZERWENKA

Er wurde zur letzten Ruhestätte gebracht. Die Frau, die ihm seit vielen Jahren entremdet war, triumphierte über die Nebenbälerin. Heute war sie wieder die Herrin und konnte es „jener“ zeigen. Deshalb ging sie auch noch erhobenen Hauptes. Jeder sollte es sehen. Sie war die Frau des Verstorbenen, sie und keine andere.

Der Sohn ging traurig neben ihr. Er fühlte bloß, daß er den Vater verloren hat.

Etwas abseits ging „sie!“ Sie, die dem Toten in den letzten Jahren mehr geteufelt ist als alle anderen. Sie, nach der er in den

Lagen seiner Krankheit immer wieder verlangte. Seinetwegen hat sie ihre Familie verlassen müssen, seinetwegen ihre Freundinnen verlassen. Mit so einer „Person“ konnte man sich doch nicht mehr sehen lassen.

Ja, sie haben sich gerne gehabt. Um alle bösen Mäuler zu stopfen, hat sie es Jahre um Jahre vermieden, von ihm etwas anzunehmen, was über den Rahmen einer kleinen Aufmerksamkeit hinausging. Sie hatte ihren Beruf und verdand es, ihre Einnahmen einzuteilen. Schließlich ließ sie sich aber doch überreden,

Der Sohn hatte ganz den aufrechten Gang des Vaters. Auch dessen sympathische Züge mit dem energischen Blick.

Das Leben ist hart. Unsere Gesellschaft und unsere Tageshefte kennen kein Mitleid, keine Rücksicht.

Der Sohn hat sich mehrmals nach ihr umgedreht. Wusste er, wer sie war? Oder fiel ihm bloß die absteigende Frau auf, die ihren Schmerz nicht verbergen konnte.

Der Sarg wurde in die Grube gesenkt. Die Witwe bedrückte eine Träne. Dann zog sie in Laichentuch. Jeder mußte ihren Schmerz erkennen. Der Sohn war in ehrlich tiefer Trauer. Seine Gefühle verstand er zu beherzigen. Weit hinten, mitten unter der Menge war eine Frau, die bitterlich weinte. Sie durfte weinen, denn um sie kümmerte sich niemand. Sie war ja bloß seine Freundin, seine Geliebte.

Wenige Tage waren vergangen. Auf der Straße begegnete sie sich. Unwillkürlich verlangsamte sie ihre Schritte. Ohne jede Absicht blieben sie stehen und wortlos reichten sie sich die Hände. Wortlos. Der Sohn und die Freundin.

Lange blieben sie stumm.

„Wissen Sie, wer ich bin?“ fragte sie endlich.

„Ja, ich weiß, daß Sie meinen Vater lieb hatten.“

„Sind Sie mir deshalb böse?“

„Ist das ein Grund, um jemand böse zu sein? Ich glaube, daß auch mein Vater Sie sehr lieb gehabt hat.“

## ENDYMION

*Schlafe! Übers Gebirge  
Kommt die silberne Jägerin.  
In allen Wassern zittert  
Verlangend ihr Abbild nach dir.*

*Strenger ward kein Mund  
Geschaffen, holder ward keiner  
Über dem Brummen geöffnet  
Zu verstohlenem Trunk.*

*Schlafe! So küßt der Tod  
Dich heim in seine Bereiche.  
Vierlei Lust zieht heraus  
Und die Entwöhnung vom Schmerz.*

*Kein Geschlecht mischte inniger  
Sich mit dem andern, als ihr  
Mund mit deinem vermählt  
Über dem Abgrund der Nacht.*

Fritz Dietrich

Dann sprachen sie über den Verstorbenen. Beide erzählten, wie gut der tote zu ihnen gewesen ist. Sie sprachen so lange, bis sie das Bedürfnis fühlten, länger und öfter miteinander zu sprechen. Nicht hier auf der Straße und nicht in jenen Lokalen, wo man von den Blicken der neugierigen Menschheit gequält wird. Deshalb entschloß er sich, sie in ihrer Wohnung zu besuchen.

Monate sind vergangen. Auf den ersten Besuch folgte ein zweiter, ein dritter und nun sind vier Besuche zu einer regelmäßigen Selbstverständlichkeit geworden.

Sie sieht in ihm nur den Sohn des verstorbenen Freundes. Sie fühlt, daß ihre Liebe nun dem Sohn gehört. Nicht ihre Liebe als Frau. Ihre Liebe als Mutter! Der ist der junge Mensch weniger ihr Sohn, als der Sohn jener anderen Frau, die ihn nicht versteht und seinen Vater nicht verstanden hat.

Für den Sohn wurde sie immer mehr ein Wesen, das ihn nahe steht, ein Wesen, das ihn liebt und das er versteht.

So wurde sie ihm zur Freundin, zur mütterlichen Freundin.

Und die Leute? Wieder zerissen sie sich die Mäuler. Jetzt war sie gar die Freundin des Sohnes geworden. Unerschämte Person! Nein, wie sah manche Weber wegwerfen ...!

## JA ODER NEIN?

Von A. Smiling

Seit gestern kenne ich meinen Charakter ganz genau. Ich bin ängstlich, apathisch und wankelmütig, habe ferner nicht das geringste Bedürfnis, meine Dienste der Kunst, der Wissenschaft oder dem Staat zu weihen.

Diese Selbstkenntnisse verdanke ich einer Randfrage in einer psychoanalytischen Zeitschrift. Von den hundertsechszwanzig darin gestellten Fragen kann ich nicht eine einzige mit einem überzogenen „Ja“ oder einem kühnen „Nein“ beantworten. Wenn ich das könnte, hätte ich einen makellosen Charakter und alle meine Unternehmungen wären von Glück begleitet.

Die erste Frage, die jene Zeitschrift stellt, lautet:

„Haben Sie jemals das dunkle Gefühl einer drohenden Katastrophe, etwa eines Erdbebens oder eines kosmischen Unglücks?“

Nun, manchmal ja, manchmal nein. Das hängt ganz von meiner Stimmung ab. Wenn ich sehr verärgert bin, dann kommt es mir freilich oft vor, als müßte der Mond herunterstürzen und uns alle in unseren Betten töten. Einmal habe ich eine ganze Nacht im Keller verbracht, bloß weil mir das Aussehen des Mondes nicht gefiel. Andererseits erinnere ich mich deutlich an größere Zeitabschnitte, in denen ich mit ruhigem Gemüß den Mond ins Ansehen sehen konnte und dabei nicht die leiseste Furcht empfand. Ebenso ungeläufig ist meine Einstellung gegenüber Erdbeben.

Wie Kopfzerbrechen macht mir auch folgende Frage:

„Fürchten Sie sich vor geschlossenen Räumen, vor großen Tieren, vor Dunkelheit oder dem Alleinsein?“

Ja oder nein? Ich weiß wirklich nicht. Wenn ich an Tiere denke, zum Beispiel an Biffel oder Rhinoceros, dann habe ich ein dunkles Gefühl von Gleichgültigkeit, aber eigentlich keine Furcht. Ich schreibe das dem Umstand zu, daß ich mit großen Tieren nur wenig in Berührung komme. Wenn man mich aber zusammen mit einem Biffel oder einem Rhinos

zees in einen geschlossenen Raum hineinschicken wollte, dann, glaube ich, würde ich durchgehen finden. Dagegen würde ich es ohne Zögern risikieren, mich in einen geschlossenen und einseitigen sogar verdunkelten Raum mitterteils allein aufzuhalten.

Wie, verheerter Leser, würden dank ihrer Geradlinigkeit und ihrer staunenerwachten Selbstsicherheit eine Frage wie die folgende kinderleicht beantwortet können:

„Empfinden Sie Unlustgefühl beim Berühren von Türklinke sowie anderen Objekten, die für den allgemeinen Gebrauch bestimmt sind?“

Die Antwort fällt mir wie wieder furchtbar schwer. Ich weiß nur, daß ich eine ausgeprägte Abneigung gegen Türklinken im Winter habe. Im Sommer dagegen berührt ich sie sogar mit Vorliebe. Voriges Jahr habe ich an einem heißen Augusttag meine Stirn so lange gegen eine Türklinke gedrückt, bis ich mich besser fühlte. Es war fast so gut wie Vanilleeis.

Ähnlich steht es mit „anderen Objekten, die für den allgemeinen Gebrauch bestimmt sind“. Nehmen wir zum Beispiel den Knopf an meinem Radspoppat. Manchmal berührt ich ihn gern, manchmal nicht. Es kommt drauf an, in welcher Richtung ich ihn drehen soll und was gerade gesendet wird.

Da ist noch eine verwinkelte Frage, die aber scheinbar nicht mich angeht. Sie muß für jemand anderen bestimmt sein:



Vignette

A. Saller

„Finden Sie es schwer oder sogar schlechthin unmöglich, einen Brief zu schreiben, wenn auf Ihrem Schreibstisch nicht alles auf dem richtigen Platz steht?“

Dazu kann ich nur eines bemerken: auf meinem Schreibstisch steht niemals etwas auf dem richtigen Platz. Sonst wäre mein Tisch plötzlich leer. Alles, was jetzt darauf steht, käme in die Küche, ins Badzimmer, ins Schlafzimmer und auf den Hutständer im Vorzimmer. Hingegen ist der erste Teil dieser Frage sehr wohl für mich bestimmt, und ich kann ihn auch mühelos beantworten. „Finden Sie es schwer oder sogar schlechthin unmöglich, einen Brief zu schreiben?“ Ja, das finde ich.

Jedenfalls zähle ich mich seit gestern zu den Begannern der Psychoanalyse.

### Das Kleid

„Wenn ich meine Frau in ihrem neuen Kleid ansehe, bekomme ich immer großen Hunger!“

„Wieso?“

„Weil sie das Geld, das das Kleid gekostet hat, vom Haushaltsbudget erspart hat!“

### Komplett

„Ich habe hier einen Tisch, einen Stuhl und einen Divan. Kaufen Sie die Sachen?“

„Ich kaufe nur komplette Zimmerereinigungen!“

„Ja, damit habe ich ja mein Zimmer komplett eingerichtet!“

### Tierschutz

Im Vorraum des Theaters wurde ein Schild angebracht. Darauf stand:

„Hunde mitzubringen ist verboten!“

Einige Tage später hatte jemand darunter geschrieben:

„Der Tierschutzverein.“



„Mensch... Sie können sich ja nicht konzentrieren...“

„Kunststück... ich bin mit Ihrem Schachbrett ja nicht verheiratet.“

## Amerikanischer „Briefkasten“ = Humor

„Ich habe mich entschlossen, Geld zu marshen. Können Sie mir Rat-schläge geben?“ schreibt Mr. Hardy, Arkansas.

„Treten Sie mit der DIRECTION der U.S.A.-Münze in Washington in Verbindung!“

„Wer sich in der Freizeit mit seinem Garten beschäftigt, macht als Ehefrau keine Dummheiten!“ rät Mrs. Humble, Schenectady.

„Sie haben wohl die Gesichtsziele von Adam und Eva noch nicht gehört!“

„Ich bin hinter einen gutsituierten Gatten her!“ bekennt Miss U-bridge, Wyoming.

„Lassen Sie sich nur nicht von dessen Gattin ertwischen!“

„Ich habe fünf Jahre lang immer zur gleichen Zeit meine Mahlzeiten, meine Beschäftigung und meinen Schlaf begonnen und beendet!“ prahlt Harry Davis von Montana.

„Und wozuwegen haben Sie brummen müssen?“

„Meine Frau hält es in der jetzigen Wohnung nicht mehr aus, seit die Nachbarin den gleichen Pelzmantel wie sie sich leisten konnte!“ klagt Mr. Henspel aus Hancock.

„Vielleicht kommt ein Umzug billiger wie ein noch teurerer Mantel?“

„Dass die Filmgötchen so gut bezahlt sind, kann doch niemand be-freiten?“ protestiert Miss Darling, Wisconsin.

„Die Filmsterne ausgenommen!“

„Mir schaudert, wenn ich an meinen dreißigsten Geburtstag denke!“ klagt Miss Spinster, Detroit.

„Warum denn? Was ist Ihnen denn damals so Schreckliches widerfahren?“

„Ich behalte immer Durchschläge meiner Briefe an den ‚Seattle Examiner‘ zurück!“ schreibt Henry, Seattle.

„Sie könnten auch die Originale behalten!“

„Ich habe eine epochenmachende Maschine erfunden!“ prahlt Mr. Delittle, Frankfurt.

„Sie könnten uns ja eine Epoche zur Ansicht schicken!“

„Müssen alle Briefe an die Schriftleitung mit der Maschine geschrie-ben sein?“ fragt Harding, Texas.

„Wir bekommen viele Briefe, die überhaupt nicht zu Papier gebracht worden sein sollten!“

G. Sch.

## Liebe Jugend

In einer Familie ist Leid und Freud eingegogen. Der Bruder der Mutter ist gestorben, während ihre älteste Tochter zu derselben Zeit einen kleinen Jungen bekommen hat. Aber auch die Mutter hat noch einen kleinen Nachkommen, ein Knäbchen, der etwa acht Jahre alt ist. Die beiden zusammenfallenden Ereignisse beschafften ihr in sehr empfindlicher Weise. Nach langen Nachdenken darüber kommt er endlich zur Mutter und fragt sie mit schüchlerer Spannung: „Nicht wahr, Mutti, das ist so? Dntel Max ist gestorben und als kleiner Junge bei Hammi wieder gekommen?“

Der Vater der zweijährigen Erika ist Reisender. Er ist infolge seines Berufes eigentlich nur Sonntags zu Hause. Denn meist fährt er vordertags früh, wenn die Kinder noch schlafen, weg, und kehrt erst wieder heim, wenn sie schon im Bett liegen. Sie sehen ihn also tatsächlich manche Woche wirklich nur am Sonntag. So muß er denn alle seine Erziehungsmaßnahmen, sofern er auch einmal solche treffen will, auf den Sonntag verschieben, um dann nachzugehen, wozu er in der Woche verhindert ist. Und da wird er freilich, wenn nicht alles so nach seinem Wunsch geht, auch einmal handgreiflich. Und eines Sonntags hat er es also auch für die zweijährige Erika eine etwas fühlbare Belehung gegeben. Erika aber kennt bereits zur Mutter und beklagt sich bei ihr mit weinerlicher Stimme: „Mutti, der Mann, der Sonntags immer bei uns ist, hat mich gebauen.“

## Stärke

„Na, Strohbaue, wie stark ist denn Ihre Familie?“

„Nu, wenn mer zusammenhalte, sich's scho möglich, daf mer 's ganze Dorf verbaue.“

## Seltamer Fang

In dem überhäumend bildreich und schwungvoll abgefaßten Text eines Romans, der zur Zeit in einer großen illustrierten Zeitung veröffentlicht wird, findet sich folgende Stelle:

„Es schien, als wolle Melichar etwas erwidern, aber er ließ seine Worte noch beim Schwanz ein, ehe sie dem Gehege der Jähne einschlüpfen konnten. Er kratzte sich hinterin Ohr, hob dann den Kömer mit forter Kirchenstiel, das wie zur Feier des Tages tranken, und sagte bloß: Na, Prost!“

(Wohl bekomm's! — Die Schreiftlg.)



Der Genügsame

W. Busch

## Sicherheit

„Herr Bollmann, könnten Sie mir auf vier Wochen dreihundert Mark leihen?“

„Welche Sicherheiten können Sie mir denn bieten?“

„Aber meine Person muß Ihnen doch als Sicherheit genügen, Herr Bollmann!“

„Na schön! Bitte nehmen Sie Platz in meinem Bechtstank!“

## Keine Aufregung

Bei der Überfahrt nach Amerika kommt ein furchtbarer Sturm auf. Zwei Auswanderer stehen an der Reling. Der eine heult mit dem Sturm um die Wette.

„Warum heulst du denn so?“ fragt der andere.

„Eoll ich vielleicht nicht heulen, wenn gar das Schiff untergeht?“

„Es ist doch nicht dein Schiff!“

## Diebesjagd

„Nun, haben Sie den Einbrecher gefasst?“

„Nur ins Auge, Herr Kommissar, dann war er schon wieder weg!“

## Jägerei

„Ich habe jetzt eine Jagd gepachtet und schieße unfern ganzen Fleischbedarf selbst!“

„Um — sagt Ihnen denn die vegetarische Lebensweise zu?“

## Der Tourist

Führer: „Der Vulkan ist augenblicklich nicht in Tätigkeit!“

Tourist: „Auch Sonntage nicht?“

## Die Schwester

„Wann gedenkt denn nun Ihre Schwester zu heiraten?“

„Zimmer.“

## Reichslosterie für Arbeitsbeschaffung

Hilft alle Arbeit schaffen!

2350000 GEWINNE RM. 2800000 400 PRÄMIEN

## Rührendes

„Der Händler nebenan hat etwas Rührendes zu verkaufen!“

„Ja? Was denn?“

„Kochlöffel!“

## Fürs Leben

„Die Haarschneidemaschine, die Sie mir vor einigen Wochen verkauften, ist bereits defekt. Dabei sagten Sie, sie würde mein ganzes Leben ansalten!“

„Ja — damals sahen Sie aber auch sehr schlecht aus!“

## Aus einer Gemeindezeitung:

„Nachstehend veröffentlichten wie die letzten Kirchennachrichten. Die Geburten mußten wegen Raummangel auf nächstes Monat verschoben werden!“

## Ohne Erfolg

„Was treibt eigentlich Er?“

„Der hat neulich ein Geschäft aufgemacht!“

„Donnerwetter! Mit Erfolg?“

„Nein, die Polizei hat ihn gefchnappt!“

**EXAKTA**  
KLEINBILD-REFLEX

Schlierenschnitt von 11mm. bis 17.5mm. Selbstauslöser  
Auswählbare Optik bis 1:9  
Anschluß für Bildstabilisator  
Zwischenkuppel für Strahlg.  
Kleinformat

Prospekt gratis

**Thagee**  
KAMERAWERK  
STEENBERGENSCHE

Zur Ausstellung  
„Deutschland“ Berlin  
18. 7. — 16. 8. 35. Halle 2  
Galerie, Stand 255.

Dresden-Striesen 569

# BÜCHER

Philipp Metman: „Mythos und Schicksal“. (Bibliograph. Institut AG., Leipzig.)

In Zeiten, in denen die dämonischen Gewalten des Daseins mächtiger sind als alle Regulative der Technik und Maxime des Intellektes, versucht der Mensch auf seine innere Stimme zu hören und den ihm eingeborenen Sinn neu zu entdecken und zu verstehen. Den Bemühungen, das Seelische aus den Netzen begrifflicher Vorstellungen frei zu machen, galt die Arbeit der Psychoanalyse; sie suchte in der Herabbeschwörung des Unbewußten in den Traumbildern die Bezirke des Bewußten und Verstandesmäßigen einzudämmen. Gleichzeitig begannen intensive Versuche, die Welt und Natur nicht nur als ein chemisch-physikalisches Laboratorium für die ausbeuterische Gier menschlicher Zwecke zu halten, sondern die Natur ist das Reich der Wunder, ist die Welt der Geheimnisse, ist die Offenbarung der unfaßbaren Kräfte, die in den Schöpfungsmythen die Menschen der Vorzeit einmal nachfühlten. Dann setzte der Kampf gegen den Geist oder vielmehr gegen den Intellekt als „Widersacher der Seele“ ein, um die Bahn für den „kosmogonischen Eros“ wieder frei zu machen. Visionen der Seele, die den Menschen aus seiner Isoliertheit wieder Brücken spannen helfen zum Weltall und so die zerstörte Einheit

zwischen Sinn des Lebens und Schicksal wiederherzustellen vermögen, sollten lebendig werden. Kunst und Dichtung sollten wieder wie einst, da sie in Märchen, Sagen und Legenden die Tore der Ewigkeit öffneten, zu neuer schöpferischer Gestaltung lichte Wege beschreiten.

Die falschen Bahnen zu verlassen, die Don Quixotterie der intellektualistischen Methoden preiszugeben, gelinnet leichter, als zu ursprünglichen Intuition vorzudringen. Effertige und Oberflächliche nehmen die Symbolik der Astrologie und glauben in der Identifizierung der menschlichen Kräfte und ihrer Auswirkungen mit dem kosmischen Geschehen in den Sternen und Sternbildern eine neue Lebenssphäre zu gewinnen, in der die Einheit vom menschlichen Lebenssinn und Schicksal garantiert wäre. Die Technisierung des Seelischen wird meist nur auf eine andere Ebene verlagert und die ausgelebten Tüfeln zeitiger Spitzfindigkeit kehren mit anderen Larven und Mätschen wieder und anstatt einer neuen Berufung und Welthung des Lebens tritt eine Verballhornisierung oder Mumifizierung von grotesker Borniertheit auf.

Welchen wirklichen Wert die astrologischen Symbole für eine wegweisende Lebenslehre haben können, zeigt Philipp Metman auf eine fruchtbare Weise. Er legt den astrologischen Vorstellungen und Beziehungen die Mythen der antiken Göttergestalten zugrunde. In der vielgestaltigen Beziehung der Göttermythen sieht er die Grundgesetze menschlicher Triebe und Sehnsüchte, findet den ewigen Gegensatz zwischen Sinn und Schicksal und dessen mögliche Lösung. Die Projektierung dieser ewigen Tendenzen und Konflikte in die astrologische Perspektive und deren Verdichtung in Gestirne und Sternbilder sind im wesentlichen „bildhafte Darstellungen seelischer Tatbestände“. Was so erstrebenswert ist, daß durch Berührung mit quälenden und wohlthuenden Bildern der Sinn für Lauteres und Unlauteres, für Echtes und Verlogenes, für Lebensfähiges und Krankes in der Umwelt und im eigenen Innern geschärft wird“, oder wie es an anderer Stelle heißt, daß „Erlösung aus der Herrschaft des Bösen, Fluchbeladenen, Befreiung aus dem Krampf der selbstbetrügerischen Leidfücht und dadurch Versöhnung mit dem eigenen göttlichen Kern bedeutet.“

Aus dem Hinweis auf die Grundidee des Buches ergibt sich, daß die Lektüre desselben nicht nur für astrologisch Orientierte, sondern für alle, die ernsthaft bemüht sind, den Sinn des Menschseins zu erfüllen und dazu der Anregung, Wegweisung und Wegfindung bedürfen, nicht eindringlich genug empfohlen werden kann. Es erübrigt sich, zu bemerken, daß nicht nur der Grundgedanke tiefsten Eindruck hinterläßt, sondern daß auch die Darstellung kongenial der Idee ist.

Prof. C. Zimmermann.



„Scheußlich, wie ich heute wieder aussehe. Höchste Zeit, daß mal ein vernünftiger Spiegel erfunden wird!“

SCHENKEN SIE IHREN FREUNDEN  
EIN ABONNEMENT AUF DIE  
„JUGEND“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

FISCHEREISPORT-VERLAG  
DR. HANNS SCHINDLER,

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung  
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44  
Tel. 59 61 60





## Als Ferien-Aufgabe: Das Zeitfoto

Unsere Fotowanderungen der Ferientage werden uns in Begleitung mit unserer Kamera auch zu solchen Motiven führen, deren Inhalt nicht allein persönlichen Wert besitzt. Es ist gedacht an Motive, die als zeitliches Dokument von Bedeutung sind, also etwa einen gegenwärtigen Standpunkt in der technischen Entwicklung irgendwelcher Geräte, ein beachtenswertes Tagesereignis u. a. m. zum Inhalt haben.

Der Foto-Amateur nähert sich hier in seiner Arbeit ganz wesentlich dem Bild-Berichterstätter, wenn auch seine Arbeit mehr aus Liebhaberei und reiner Freude an der Fotografie erfolgt.

Aber gerade deshalb ist der Liebhaber-Fotograf im Grunde günstiger daran. Er fotografiert ja nicht, um davon zu leben, muß also nicht einem vom Auftraggeber vielleicht fest gegebenen Wunsch erfüllen, sondern kann im wesentlichen in Ruhe und Muße ästhetische Gesichtspunkte vorantreiben.

Das Zeitfoto erfordert rasches Zupacken, günstiges Festhalten der Bewegung und trotz alledem noch Gefühl für bildmäßige Vollkommenheit. Wir finden hier Momente wieder, die gerade auch für die Sportfotografie von Wert sind, mit der wir uns ja später sowieso näher betassen müssen. Das Zeitfoto gibt uns damit also Gelegenheit zu einer gewissen Vorübung, die vor allem Sicherheit im schnellen Umgang mit Kamera und Film verleiht.

Unser Bildbeispiel vom Segelflug, aufgenommen von Wilhelm Clauß mit der Rollcood-Kamera, dient in starkem Maße neben

seiner Aufgabe als Zeitdokument auch bildmäßiger Belangen. Das Überzeugende an der Aufnahme ist die Wiedergabe des Wolkenhimmels; wir werden sogar sagen müssen, daß ein Wolkenhimmel für diese Aufnahme unbedingte Notwendigkeit darstellt. Das Hauptmotiv liegt ja im wahrsten Sinne des Wortes in der Luft, und das Schweben und Gleiten kann nur ein Wolkenhimmel symbolisch verstärken. Dazu finden wir eine schräg nach vorn gerichtete Bewegung und eine leicht geneigte Lage aller Horizontalen, die sogar im Aufbau des Wolkenhimmels eine Wiederholung erfährt. Auch die Richtung der Flügel unseres Segelfluggesetzes paßt sich dieser Hauptlinienführung an, die Schweben und zugleich Bewegung verdeutlichen will.

## Interessante Vorschau

Gleichzeitig mit den Olympischen Spielen in Berlin findet eine Ausstellung „Deutschland“ am Kaiserdamm statt. Dort wird es interessante fotografische Neuheiten zu sehen geben.

Wie wir erfahren, bringt die Agfa eine einzig dastehende Farbaufnahme unter Verwendung des Axia-color-Materials. Es ist zehlfarbig, die Farbenplatte im Format 70x100 mm herzustellen. Dieses große Farbbild muß eine außergewöhnliche Wirkung haben. Die technische Leistung zur Herstellung eines solchen Materials wird am klarsten, wenn man bedenkt, daß sich auf dieser Platte 64 Billionen Farbpünktchen als Raster befinden.

Weiter werden geologische Präparate aus dem Geiseltal gezeigt in Röntgen-Aufnahmen, die erst ein genaues Studium er-

möglichen. Es handelt sich dabei um Funde der letzten Monate, die von der Universität Halle entdeckt und bearbeitet wurden, aus dem Eoocin-Zeitalter der Erdgeschichte, und zwar im besonderen Braunkohle-Ablagerungen.

## Aufnahmedaten notieren!

Auch gerade für die Ferien-Bilder hat es Bedeutung, daß wir uns die technischen Daten aufschreiben. Erstens kann man sie unmöglich behalten, dann aber braucht man sie auch, wenn Bilder zu Wettbewerben eingesandt oder der fotografischen Presse zur Veröffentlichung vorgelegt werden.

## Preis-Ausschreiben

Foto-Preis-Ausschreiben veranstalten augenblicklich die Plaubel-Verkaufsgesellschaft in Braunschweig (Makina-Kamera), die Voigtländer & Sohn AG. (Satrap-Wettbewerb), die Platten- und Filmfabrik Kranseder & Cie. in München, das Reichsheimstättenamt, Berlin W 35, über „Das deutsche Siedlungs- und die Stadt Waanne-Eickel“ (Verkehrsverein), Rathaus, Zimmer 100). Als allgemeine Regel: Nicht viel, sondern lieber wenig, aber erstklassige Sachen einsenden. Wettbewerbs-Bedingungen beachten und saubere Arbeit leisten! K1-4

## Über den Zubehör

Eine Kamera allein tut es freilich noch nicht. Wer möglichst weitgehend ausgerüstet sein will, wird sich noch dazu oder jenes Zusatzgerät anschaffen. Da das gerade für die nächste Zeit, wo wir ja alle wieder zahlenmäßig mehr fotografieren werden, besondere Bedeutung besitzt, sei auf die wichtigsten Dinge hingewiesen. Zugleich mag jeder aus der Aufstellung ersehen, was zweckmäßig ist und am nötigsten gebraucht wird.

Das preiswerteste Aufnahmematerial ist der Rollfilm. Seine Kinderkrankheiten hat er längst überwunden, so daß uns heute ein in jeder Beziehung vollwertiges Material zur Verfügung steht. Besonders wären die Eigenschaften hervorzuheben, die durch seine Verwendung eine gute Aufnahmebereitschaft geben; der Filmwechsel erfolgt in kürzester Zeit, die vielen Umständenlichen des Plattenmaterials fallen fort. Der Rollfilm ist deshalb insbesondere auch für Ausflug und Sport das Gegebene.

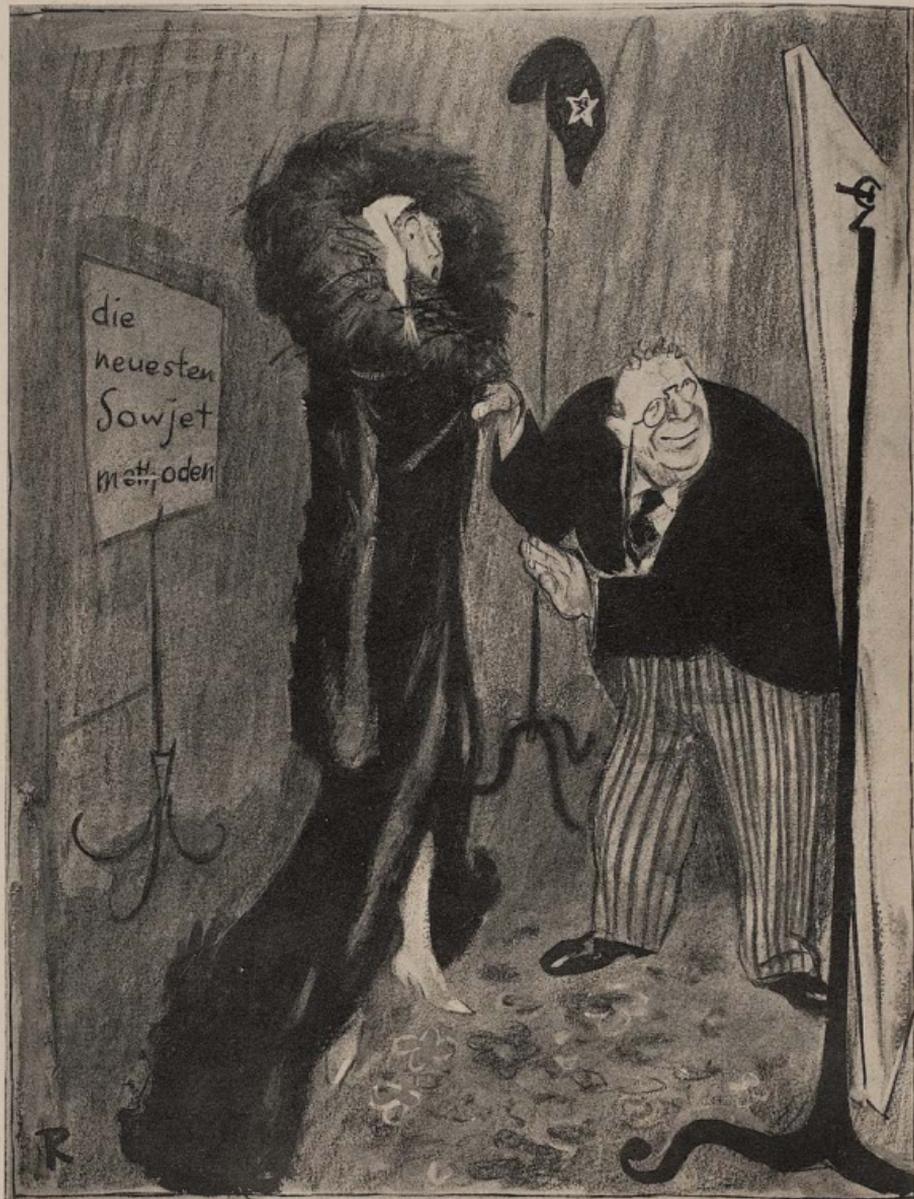
Nach diesen goldenen Worten nun das Entscheidende: Wir können die Plattenkamera in eine Rollfilmkamera umwandeln. Das ist für jedes Modell durchführbar. Es gibt beim Fotodändler Rollfilmkassetten (5 bis 9 Mark), die anstelle der sonst üblichen Plattenkassette benutzt werden. Für die 9x12-Kamera ist u. a. eine Kassette für die 2x11-, d. h. 6x9-Film zu haben, so daß auch bei diesem relativ großen Plattenformat der Vorteil auszunutzen werden kann.

Ein wesentlicher Faktor bei Aufnahmen im Freien ist die Wiedergabe der treffenden Stimmung. Sie setzt nicht nur gut farbenempfindliches Aufnahmematerial voraus, sondern verlangt auch zur rechten Zeit nach einem entsprechenden Filter. In den Morgen- und Abendstunden werden wir zwar ohne Filter auskommen, doch für die übrigen Zeiten ist eine Dämpfung der hier vorherrschenden blauen Lichtstrahlen von Bedeutung. Es genügt allgemein für Orthomaterial ein helles Gelbfilter, für Panchromaterial ein helles Gelbfilmfilter. Alle anderen Behauptungen, von denen immer wieder zu hören ist, treffen nicht zu; ein Filter ist kein Luxus, sondern notwendig.

(Fortsetzung folgt)

Made in U.S.S.R.

Ruboy



„Ist der Pelz nicht ein bißchen zu groß?“  
„Macht gar nichts, Madame, je größer, desto dauerhafter.“